

Helga Bilden

Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste

Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft

Ich möchte ein Modell für Subjektsein vorstellen, das in *sich vielfältig und dynamisch veränderungsfähig* ist. Statt von Identität werde ich von einem dynamischen System vielfältiger Selbste als einem *Spektrum möglicher Individualitätsformen* sprechen.

Meine Ausführungen sollen einen erweiterten Denkraum liefern, wie wir uns erstens *eine Vielzahl von Individualitätsformen* und zweitens *Vielfalt und Beweglichkeit innerhalb des Individuums*, der Person, vorstellen könnten.

In der Literatur der Postmoderne ist viel die Rede von der »Dezentrierung des Subjekts«. Das entspricht der Dezentrierung der Weltansichten, die wir erleben. Und es entspricht der Vielzahl von Wahrheiten und Lebensformen, die nebeneinander existieren. Jahrtausendealten androzentrischen, also männerzentrierten Weltansichten stellen Feministinnen Frauensichten entgegen. Menschen der sogenannten Entwicklungsländer lassen sich nicht mehr dem eurozentrischen Weltbild unterordnen, sondern setzen ihm eigene Weltbilder entgegen. Hier wird ein Dominanz- und Vorranganspruch angegriffen.

Ebenso wird in der postmodernen Philosophie die Eindeutigkeit, Hierarchisierung und Zentralisierung im Individuum, im Subjekt, in Frage gestellt. Soweit dort vom Tod des Individuums und dem Ende des Subjekts die Rede ist, meine ich aus feministischer Perspektive: Wenn die männlich-europäische Version von Individuum und Subjekt angegriffen wird und die Frauen historisch aus dem Objektstatus heraustreten, zu Subjekten ihres Lebens werden, geht es nicht um den Tod des Subjekts als solchem, sondern darum, Individualität, Subjektivität, Selbstsein neu zu fassen.

Meine Überlegungen richten sich gegen *Identitätszwang* und *Einheitssehnsucht*: Gegen unbedingte Einheit und Eindeutigkeit

durch Unterdrücken ungeliebter Seiten setzen sie die *Anerkennung von Vielfältigkeit der Person*.¹ Gegen Identität als Substanz und Festigkeit betonen sie *Beweglichkeit* und *Prozeß*.

Innere Vielfalt (Pluralität) und Beweglichkeit sind, so meine ich, eine *notwendige Antwort auf die Pluralität* von Lebensformen, von Werten und Kulturen; sie sind die Antwort auf die Vielfalt von Kontakten und Kontexten, in denen wir uns bewegen. Sie sind die *Antwort auf die Geschwindigkeit gesellschaftlicher Veränderungen*. Innere Vielfalt und *Beweglichkeit* sind also nicht *Beliebigkeit*, sondern *Voraussetzung für Handlungskompetenz als Subjekt* unter den Bedingungen von Vielfalt, von Widersprüchen und Diskontinuitäten in Gesellschaft und individueller Biographie. Ich sehe Anzeichen, daß Menschen dabei sind, solche Subjektivitätsformen zu entwickeln, um ihr Leben zu meistern und ihre Ansprüche ans Leben nicht so leicht aufzugeben.

Die *eigene innere Vielfalt zu akzeptieren* und eine *Vielzahl von Formen des Individuum-Seins zu akzeptieren* ist meines Erachtens eine Voraussetzung, um mit Pluralität in der Gesellschaft leben zu können, ohne rigide unterordnen und ausgrenzen zu müssen. Innere Pluralität brauche ich, um mit unterschiedlichen Sinnsystemen umgehen zu können. Wenn ich in mir mehrere Wahrheiten und Lebensformen existieren lasse – wenigstens als mögliche Selbste –, dann kann ich auch leichter andere Menschen auf andere Weise leben und die Welt interpretieren lassen. Andere Menschen kann ich in ihrer Differenz (und prinzipiellen Gleichrangigkeit) wahrnehmen, wenn ich anerkenne, daß Menschen je nach ihrer Lebensgeschichte, ihrer Herkunft, den sozialen Kontexten, in denen sie aufwachsen und leben, notwendig unterschiedliche Individualitätsformen ausbilden.

Für das *Leben in verschiedenen sozialen Kontexten* ist es angemessen, sich selbst auf unterschiedliche Arten zu konzipieren und in die Sozialbeziehungen dieser Kontexte einzubauen. Das wird besonders deutlich, wenn Menschen sich in radikal andere soziale Kontexte begeben – aus dem Arbeitermilieu eines kleinen Schwarzwalddorfes an die Münchner Universität oder aus dem ländlichen Anatolien nach Berlin: Dann ›passen‹ diese inneren Strukturen nicht, es entstehen leidvolle Spannungen, welche die

1 Vgl. Rowan 1991, der für die innere Vielfalt und Widersprüchlichkeit das Konzept der ›Subpersönlichkeiten‹ entwickelt.

Migranten und Migrantinnen nur durch innere Umstrukturierungen mildern können. Oft gelingt dies allerdings nur den Jungen oder der nächsten Generation.

Unterschiedliche Selbst-Konzepte entsprechen auch den je individuellen oder gruppenspezifischen *Möglichkeiten* und *Bedürfnissen* – von Älteren oder Jüngeren, von Menschen aus verschiedenen Kulturen, die unter jeweils anderen Bedingungen aufgewachsen sind, von Menschen mit gut entwickeltem oder mit eingeschränktem oder beschädigtem subjektivem Potential.

Das folgende soll daher *keine einheitliche normative Vorstellung für alle* darstellen. Es soll vielmehr einen Denkraum liefern, wie wir uns Vielfalt und Beweglichkeit im Individuum und eine Vielzahl von Individualitätsformen vorstellen können.

Individuum – das Unteilbare, Einheitliche, Eindeutige?

Identität als Vorstellung von einem ›heilen‹ Individuum bzw. als Forderung, unter allen Umständen eines aus sich zu machen, wird mir zunehmend problematisch. Alle suchen ihre Identität. »Hört auf damit, es ist eine Sackgasse!«, könnte ich mein Anliegen überschreiben.

›Identität‹ ist eine Zumutung, unerreichbar, nicht wünschenswert, meine ich. Jedes Ich soll nur eins sein, eindeutig? Es soll sich trotz der Vielzahl seiner Bezüge, seiner ›Rollen-Selbste‹ oder sozialen Identitäten als eindeutige Einheit herstellen? Es soll über die Widersprüche von wissenschaftlich reduzierter Rationalität und leidenschaftlich-sinnlichen Erfahrungen, von strikt antimetaphysischem Denken und spirituellen Erfahrungen hinweg ein einheitliches Dach einer Identität bauen? Es wäre nicht nur eine Quadratur des Kreises, sondern auch ein Verlust, eine Beschneidung von vielfältigen Selbsten, von möglichen Selbsten, die jedenfalls ich nicht einfach aufgeben möchte.

Identität, diese ordentliche Ordnung, ist nur durch Hierarchisierung herzustellen. Das heißt, Herrschaft – die wir in der Gesellschaft kritisieren und minimieren wollen – im eigenen Innern zu errichten und aufrechtzuerhalten. Es ist demokratischer und für mich attraktiver zu sagen: Ich bin eine Viele. Ich will nicht eindeutig und eindimensional sein. Ich will die Vielfalt meiner

gegenwärtigen und meiner möglichen Selbste, meiner Wunsch-Selbste, nicht so einfach aufgeben!

Ist es ein Zufall, daß in den USA in den letzten zwei Jahrzehnten *multiple Persönlichkeiten* entdeckt und als Fälle von *Multiple Personality Disorder* beschrieben wurden?² Es ist sprichwörtlich, von den ›zwei Seelen im meiner Brust‹ zu reden und das metaphorisch als inneren Widerstreit zu meinen. Aber was, wenn sich sieben oder eine ›Truppe‹ von 90 Personen einen Körper teilen? Personen, die mehr oder weniger eine eigene Biographie, Vorlieben, Fähigkeiten, Ängste und Krankheiten haben und abwechselnd in Erscheinung treten. Da gibt es kein unteilbares Individuum. Soviel wir heute wissen, haben sich diese Menschen gespalten, um schwerste kindliche Traumata zu überleben. Sie haben immer neue Personen geschaffen, die nichts voneinander wissen, Personen mit unterschiedlichen Überlebensfähigkeiten und Erinnerungen, jeweils nur Teilen ihrer furchtbaren Erinnerungen. Diese Menschen leiden sowohl unter diesen Traumata als auch unter ihrem Überlebensmechanismus der Multiplizierung.

Therapeuten und Therapeutinnen sind damit konfrontiert, daß Multiple keineswegs immer das Ziel einer *Integration* der Vielzahl von Personen zu einer Identität akzeptieren, sondern häufig eher *Kooperation der vielen* anstreben: Die Vielfalt soll nicht ausgelöscht werden. Anscheinend können Menschen auf der Basis einer Kooperation und Kommunikation der inneren Vielheit/Pluralität von Personen leben, nicht leicht, aber reich.

Die *philosophische Herausforderung* durch dieses Phänomen ist noch kaum aufgegriffen worden (vgl. Braude 1991). Individuum, Identität, das Verhältnis von Leib/Körper und Person oder Seele, die neuere Ineinssetzung von Psychischem und Gehirn – all das steht zur Debatte, es kann nicht weiter so gedacht werden wie bisher. Ich habe auch noch keine Antworten darauf, aber ich suche.

² Vgl. Putnam 1989; Casey 1992; Chase 1988; Freeman 1992; Keyes 1992.

Das moderne bürgerliche Individuum: Identität und Autonomie als patriarchale Illusionen³

Das *moderne bürgerliche Individuum* als Idee und herzustellende Realität ist Produkt historischer Prozesse. Elias hat sie als abendländischen Zivilisationsprozeß beschrieben, Marx als Freisetzungprozesse, die den Kapitalisten und den doppelt freien Lohnarbeiter entstehen ließen. Aus einem feministischen Blickwinkel ist das autonome Individuum als Persönlichkeitsentwurf Produkt der Emanzipation der Bürger von Fürsten und Grundherren Ende des 18. Jahrhunderts, also der *Emanzipation von Männern aus feudalen Abhängigkeiten*, der Befreiung von feudalen Sozialstrukturen. Der zuerst politische Autonomiebegriff erfuhr eine *Psychologisierung*, besonders deutlich im Entwerfen des Geschlechterverhältnisses: Rousseau, Kant, Fichte *entwarfen nur den Mann als autonomes Individuum, die Frau aber als Nicht-Individuum und nicht-autonom*. In den Formulierungen von Fichtes Familienrecht zeigt sich, daß die Autonomie des männlichen Individuums auf der dienenden Abhängigkeit der Frauen (und der rechtlichen und wirtschaftlichen Unmündigkeit der Ehefrauen) beruhte; sie erlaubte es Männern, sich als unabhängig von Müttern und Ehefrauen zu konstruieren.

Aus einer Position der Macht oder des Anspruchs auf Macht schufen Männer für sich das Konzept des autonomen Individuums, das allgegenwärtige *Abhängigkeiten*, soziale und von der Natur, *verleugnet*. In diesem männlichen Entwurf des Individuums war der Beruf, die wirtschaftliche Existenzsicherung das zentrale, organisierende und dominierende Element, dem sich alles andere unterzuordnen hatte. Ein- bis zweihundert Jahre lang wurden nur die *Männer individualisiert*, das heißt aus traditionellen Bindungen herausgelöst, als einzelne auf den Arbeitsmarkt verwiesen. Nur die Männer verliehen sich staatsbürgerliche Rechte und volle bürgerliche Rechte. Die Frauenbewegungen um 1848 und um die Jahrhundertwende konnten daran nichts ändern.

Die *neuerlichen Individualisierungsschübe*, die Beck und Beck-Gernsheim in den letzten Jahrzehnten ausmachen (vgl. Beck-

3 Das Folgende ausführlicher in Bilden/Geiger 1988.

Gernsheim 1983; Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1990), und die neue Frauenbewegung lassen auch die Frauen aus dem abhängigen häuslichen Bereich hinausstreben in den Berufsbereich, der ökonomische Unabhängigkeit verspricht, oder sogar in die Politik. Frauen erheben auch im Privaten, innerhalb der Paar- und Ehebeziehungen ›Ansprüche auf ein eigenes Leben‹, statt im Dienst für andere, Mann und Kinder, sich selbst zurückzustellen. Auch Frauen werden ›individualisiert‹. Ansprüche von Frauen, auch als Mutter ein Subjekt eigenen Rechts, mit eigenen Bedürfnissen zu sein, sind allerdings immer noch suspekt und schwer realisierbar.

Wie Ende des 18. Jahrhunderts bürgerliche Männer suchen Frauen heute nach ihrer Identität. ›Weibliche Identität‹ ist aber meines Erachtens ein Widerspruch in sich: Eindeutig, zentriert auf Berufstätigkeit, charakterisiert durch ihre berufliche soziale Identität konnten nur Männer sein, weil in deren Normalbiographie und Selbstverständnis der Beruf die zentrale strukturierende Rolle spielte und meist noch spielt. Frauen nehmen ihnen die andere Arbeit auch immer noch ab. Frauen können nur in Angleichung an die Männer, an männliche Normalbiographie und männliches Selbstverständnis eine eindeutige zentrierte Identität entwickeln. Das wäre aber keine ›weibliche‹, sondern eine ›männliche‹, die sich nicht so einfach mit ihrer Geschlechtsidentität – dem Bewußtsein, eine Frau zu sein – vereinen läßt. Oder Frauen können ein eindeutig zentriertes Selbstverständnis entwickeln, wenn sie sich ein Leben lang auf die traditionelle Weiblichkeit des ›Daseins für andere‹ (Beck-Gernsheim 1993) festlegen. Aber welche Frau will das, welche Frau welche kann das schon – angesichts von 1,4 Kindern im Durchschnitt, angesichts einer Scheidungshäufigkeit von 30%, einer Lebenserwartung von 80 Jahren? Und wenn sie es könnte, wäre es eine ›abhängige Identität‹: ökonomisch, und das heißt allzuoft auch psychisch. Auch das wäre also keine autonome weibliche Identität. Die Suche der Frauen kann vielmehr nur eine nach dem Ende der Fremddefinition sein, das Streben nach Selbstbestimmung und Selbstbewußtsein. Mein Selbst ›finde‹ ich nicht, sondern ich stelle es her.

Durch die *historische Entwicklung* wird heute mehr denn je Männern wie Frauen die erstrebte *Eindeutigkeit* und *Autonomie verweigert*: Diskontinuitäten und Unsicherheiten werden zu im-

mer häufiger dominierenden Merkmalen vieler Berufsbiographien (zum Beispiel durch Arbeitslosigkeit, befristete Arbeitsverträge, ungeschützte Arbeitsverhältnisse). Diskontinuitäten und Unsicherheiten kennzeichnen aber noch tiefgreifender die derzeitigen Veränderungen: Klare Sinnhorizonte und Deutungsmuster zerbrechen, Grenzen – die Mauer, der Eiserne Vorhang – fallen und ziehen Wirtschaft und Politik, aber auch die psychische Ökonomie in unvorhersehbare Veränderungen. Die weltweiten Abhängigkeiten werden unübersehbar, aber auch unüberschaubar.

Die *Illusion der Autonomie ist also zerstört* (vgl. Meyer-Drawe 1990): Abendländisch patriarchale Naturbeherrschung und Frauenunterdrückung nährten die Illusion von Autonomie, weil die ›Herren‹ ihre Abhängigkeiten nicht mehr sehen wollten. Seit die Naturzerstörung die Menschen selbst hautnah bedroht mit Atemnot und Hautkrebs, können wir Menschen unsere existentielle Abhängigkeit von der Natur – mit jedem Atemzug – nicht mehr verleugnen. Seit die Frauen nicht mehr selbstverständlich Dienste, vom Kochen bis zur emotionalen Reproduktion der Männer, leisten, wenn Frauen gar das Lächeln einstellen, wird Männern ihre Abhängigkeit von ihnen und von Gefühlen deutlich, wenn sie wohl auch immer noch gern verleugnet wird (Bernard/Schlaffer 1992). Und viele von uns, Frauen wie Männer, wollen lieber nicht sehen, daß die Ströme von Armutsflüchtlingen darauf verweisen, daß der Reichtum der Industriestaaten zu einem beträchtlichen Teil auf der Armut, der geringen Bezahlung von Waren der sogenannten dritten Welt beruht, also davon abhängig ist. Aus dem Gesagten folgt, daß der *Begriff des ›Individuums‹* in vieler Hinsicht *obsolet* ist. Ich werde im folgenden auf den alten Begriff der ›Person‹ ausweichen oder vom ›Selbst‹ als System von Teil-Selbsten sprechen.

Mein Konzept: Die Person als dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste

Mit Catherine Keller in ihrer Kritik des ›Ich-Wahns‹ verstehe ich *Selbst als etwas dauernd Entstehendes*. Sie sagt: »Das Selbst ist ein unbewußter und manchmal auch bewußter Akt des Sich-selbst-Zusammensetzens, eines Zusammensetzens aus seinen Beziehun-

gen« (1990, S. 243). Mit Beziehungen ist dabei jede Art des Bezugs zu Menschen, zur Welt, gemeint. Ich möchte mein Modell, meinen Denkraum der Person als eines dynamischen Systems vielfältiger Selbste in fünf Punkten umreißen:

1. Autonomie und Austausch/Verbindung: dynamische Autonomie des Selbst.
2. Person als offener Prozeß, als Werden.
3. Vielfalt der Teil-Selbste.
4. Variable elastische Verbindung zwischen den Teil-Selbsten.
5. Kohärenz und Kontinuität: Wieviel davon braucht es? Wie ist sie möglich?

*1. Autonomie und Austausch/Verbindung:
dynamische Autonomie des Selbst*

Ich betrachte Personen als Systeme, die sich nur im Austausch und in Verbindung mit der Umwelt erhalten und entwickeln können. Es gibt kein wirklich geschlossenes System, das kleiner ist als das Universum. Personen sind einerseits autonom oder autopoietisch, wie man heute gerne sagt: Sie bringen sich selbst und ihre Welt immer wieder hervor. Aber andererseits können sie ohne Austausch und Verbindung nicht leben, weder physisch noch sozial. Ich kann also nur von *relativer* oder – mit Evelyn Fox Keller (1986) – von *dynamischer Autonomie* reden. Es geht um ein Wechselspiel von Verbundenheit und Autonomie, um Sich-Abgrenzen und Fließen bzw. Aufnehmen. Ich existiere nicht fein säuberlich abgetrennt von meiner Umgebung, von Menschen, sozialen Verhältnissen, von der Natur, trotz der Haut als Grenze.

Feministische Forscherinnen wie Carol Gilligan, Nancy Chodorow, Jessica Benjamin, Evelyn Fox Keller und viele andere haben die *dominanten kulturellen Konzepte* vom autonomen Individuum und von Identitätsentwicklung aus der Perspektive von Frauen *relativiert*.

Gilligan (1982) kritisiert die herrschende Vorstellung von Identitätsentwicklung als Verabsolutierung der dominanten Linie der Entwicklung von Männern entsprechend der männlichen Geschlechtsrolle. Diese betont einseitig Unabhängigkeit, Autonomie und Getrenntheit (von der Mutter). Männer können sich

als Alternative nur Abhängigkeit, Ohnmacht, Unterwerfung und Nicht-Identität vorstellen. Besonders bei männlichen Jugendlichen ist Unabhängigkeit eng mit Macht, Herrschaft und hierarchischem Denken verbunden. In der Entwicklung von Frauen sieht Gilligan ein Schwergewicht auf Interdependenz, sozialer Verbundenheit und Verantwortung. Frauen entwickeln ein ›Selbst-in-Beziehungen‹.

Jessica Benjamin (1990) zeigt auf, daß die *Entwicklung kleiner Kinder gleichermaßen in der Entfaltung von Beziehungsfähigkeit und von Unabhängigkeit* voranschreitet. Die kulturellen Muster des Aufwachsens legen Mädchen und Jungen allerdings schon bald unterschiedliche Schwerpunkte nahe.

Feministische Autorinnen korrigieren also die implizite Vereinseitigung unserer kulturellen Konzepte von Individuum und Entwicklung in Richtung auf Abtrennung, Autonomie und Kontrolle gemäß dem üblichen Selbstkonzept von Männern. Sie tun das, indem sie aufgrund der Lebenserfahrungen von Frauen die Beziehung zu anderen, das Verbundensein und die Fürsorge beziehungsweise soziale Verantwortung als gleichrangige Elemente in ihre Vorstellung von Individualität und deren Entwicklung aufnehmen. Indem sie die androzentrischen Vorstellungen ihres Dominanzanspruchs als die eine ›Wahrheit-für-alle‹ entheben, ist es auch hier mit der Eindeutigkeit und Einlinigkeit vorbei.⁴

Subjektive Entwicklung, die nicht auf Dominanz und Unterordnung hinauslaufen soll, erfordert die schwierige, immer wieder zusammenbrechende Balance von Autonomie und Verbindung oder – wie Jessica Benjamin (ebd.) sagt – von Selbstbehauptung und Anerkennung der anderen Person als Subjekt, das gleich und verschieden von mir ist. Es geht darum, daß ich und du gleichermaßen Rechte und Bedürfnisse haben (wenn auch vielleicht verschiedene), nicht ich oder du (Bauriedl 1980).

4 Soweit und insofern sich Frauen und Männer geschlechtstypisch entwickeln, hätten sie demnach unterschiedlich akzentuierte Entwicklungsaufgaben: Frauen, die sich selbst innerlich und äußerlich zu sehr abhängig fühlen, brauchen den Kampf um Autonomie und Unabhängigkeit; sie müssen lernen, sich abzugrenzen. Für Männer stünde an, sich ihre Abhängigkeit von anderen klarzumachen, sich positiv als Selbst-in-Beziehung zu sehen und ihre Fähigkeiten zu Einfühlung, sich einstimmen, eingehen auf, Offenheit für andere zu entwickeln und diese als Gleich(wertig)e anzuerkennen.

Selbst-in-Verbindung oder -Beziehung heißt für viele Menschen, auch für zeitgenössische Naturwissenschaftler, Philosophen und viele, die spirituelle Traditionen wie zum Beispiel Meditation aufgreifen, noch etwas Umfassenderes: sich als Teil des Universums erfahren, mit allem verbunden. Das lautet in der Umschreibung von Catherine Keller (1990, S. 121), die damit auf die Prozeßphilosophie Alfred North Whiteheads zurückgreift: »Ich bin ein ›Erfahrungströpfchen‹; ich bin die komplexe Einheit von Erfahrung, die in diesem Augenblick als Widerhall meines Empfindens der pluralen Welt entsteht.«

Eher *physikalisch* gedacht: Ich entstehe jeden Moment im Zusammenspiel von Energie beziehungsweise Materieteilchen, die seit Entstehen des Universums in immer wieder neuen Kombinationen und Zusammenspielen verschiedenste Erscheinungen hervorbrachten. Ich-Selbst bin immer im Werden, komplexe, jeden Augenblick sich transformierende Konstellation. »Ich bin keine getrennte und dauerhafte Substanz, sondern ein Ereignis, in dem das Universum sich selbst zusammensetzt«, formuliert Catherine Keller (ebd., S. 244).

2. Person als offener Prozeß, als Werden

Substantielle feste Vorstellungen von Person und personaler Identität werden in den Wissenschaften seit langem verflüssigt. Aber diese Konzeptionen wurden insbesondere in der Psychologie wenig aufgegriffen.⁵

Heute wird immer klarer, daß *lebenslange, bewußte Entwicklung ihrer selbst* für die Subjekte *notwendig* ist: Um bei sprunghafter Veränderung der materiellen und symbolischen Lebensbe-

5 In der Psychologie vertraten schon Allport (1955) und Thomae (1968) Entwürfe der Person als Prozeß – ohne großen Einfluß. Ähnliches gilt für die Nicht-Rezeption der prozessualen Identitätsvorstellungen des Symbolischen Interaktionismus (Krappmann 1970) durch die Psychologie. Da wurden Erikson mit seinen klar sortierten Identitätsentwicklungsstufen und später die Erforschung von ›Identitätszuständen‹ beliebter, weil sie statischer waren (vgl. Haußer 1983). Die in der Entwicklungspsychologie heute übliche Vorstellung ›lebenslanger Entwicklung‹ impliziert allerdings eigentlich eine prozessuale Sicht der Person.

dingungen nicht nur Objekte der sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern wenigstens teilweise Akteure und Akteurinnen, Regisseure und Regisseurinnen des eigenen Lebens zu bleiben, müssen die einzelnen ihr Selbstverständnis und ihre Lebensentwürfe immer wieder überprüfen und vielleicht ändern. Wenn sie längere oder häufige Arbeitslosigkeit, Berufswechsel oder Pendeln zwischen Berufs- und Familienarbeit meistern, aus heterogenen Stücken eine Biographie ›basteln‹ wollen, müssen sie ihr *subjektives, persönliches Potential*, das heißt ihre Fähigkeit zur produktiven Realitätsverarbeitung, ihre sozialen Kompetenzen usw. immer wieder *fortentwickeln*. Das beinhaltet nicht nur Auseinandersetzung mit neuen Situationen, oft schon antizipatorisch, sondern es erfordert auch ›Arbeit an sich selbst‹: Weiterbildung, Umorientierung, ›persönliches Wachstum‹, wie humanistische Psychologen sagen, vielleicht aber auch Verengung ...

Wir dürfen uns das *nicht als immer bewußte und kontinuierliche Entwicklung* vorstellen: Die jahrelang geschlagene Frau, die eines Tages weiß, daß sie sich um des psychischen Überlebens willen jetzt aus der Gewaltbeziehung befreien muß und das tut (Brückner 1987), ist ein Beispiel für *scheinbaren Stillstand und plötzlichen Umschwung*.

Die Selbst-Vorstellung als Prozeß und Werden, als Mich-selbst-immer-wieder-Zusammensetzen ist *ungewohnt und ängstigend*. Wir sind es gewohnt, uns unser Ich als Substanz, als (hoffentlich) einen Felsen in der Brandung vorzustellen: Denken in Kategorien von Sein, nicht von Werden und Machen. Müssen wir uns wirklich als etwas Substantiell-Festes konzipieren aus Angst, von ›Einflüssen‹ (etwas, das von außen unkontrolliert in uns einfließt) bis zur Unkenntlichkeit verändert zu werden, aus Angst, ›uns zu verlieren‹?

Ich könnte doch auch manches durch mich hindurchfließen lassen, es sozusagen wieder ausscheiden, anderes assimilieren. Im Prozeß der Veränderung, des Werdens kann ich offen sein, aufnehmen und ›verdauen‹ oder ausscheiden ... Aber das setzt etwas voraus wie die *Fähigkeit zu unterscheiden, Grenzen zu ziehen, wenn und wo ich sie brauche*, die geeigneten ›Verdauungsenzyme‹ zu bilden: Es setzt autopoietische Verarbeitungsfähigkeit voraus, das heißt mich selbst neu, gleich oder vielleicht auch anders hervorzubringen.

»Prozessuale Offenheit«, wie Christel Schachtner (1993) es nennt, heißt: *die Grenzen des Selbst durchlässig werden lassen können*, sich öffnen können für Neues, Neues ausprobieren und wachsen lassen, Altes *loslassen* können. Neue Fragen und Möglichkeiten können dann aufkommen, »Denken und Fühlen kommen in Bewegung, Veränderungen werden in Gang gesetzt« (Schachtner 1993, S. 138). So können nicht nur neue Lösungen für alte Probleme auftauchen, sondern vielleicht auch Probleme losgelassen und durch positivere Konstruktionen ersetzt werden, wie die systemische Therapie es anzielt (Essen 1993). *Ich denke, daß Identitätszwang und Identitätsstreben Probleme schaffen. Sie loszulassen könnte neue Wege eröffnen.*

Diese Offenheit ist besonders wichtig für diejenigen, »die in ihrem Leben neue Weichen stellen wollen oder müssen«, konstatiert Schachtner (1993). Sie findet diese unter den von ihr befragten Software-Entwicklern und -Entwicklerinnen vor allem bei den Angehörigen von zwei Gruppen: bei Frauen, die mit dieser Berufswahl aus traditionell weiblicher Biographie herausspringen, und bei Jugendlichen, die das kindliche Ich überschreiten und dafür ihre innere Realität verflüssigen, erweitern müssen.

Die Notwendigkeit der lebenslangen Entwicklung des eigenen subjektiven Potentials ist anstrengend und für viele Menschen überfordernd. Sie ist eine Basis des Booms von Therapie und professioneller wie pseudoprofessioneller Lebensbegleitung und Wachstumshilfe.

3. Vielfalt der Selbste (»Ich bin viele«)

Gemeint sind damit

- (a) die Vielzahl meiner Selbste im Lauf der Biographie oder im »Strom des Bewußtseins« (Henri Bergson) durch die Zeit,
- (b) die Vielzahl der aus verschiedenen Beziehungen (>Rollen<) hervorgegangenen Selbste (>Rollen-Selbste<),
- (c) die möglichen Selbste und schließlich
- (d) die abgelehnten, die Schatten-Selbste.

zu (a): Zur *Vielzahl biographischer Selbste* möchte ich die Leser und Leserinnen bitten, sich an die verschiedenen kindlichen, jugendlichen und erwachsenen Selbste in ihrem Leben zu erinnern,

von denen sie meinen, viele weit hinter sich gelassen zu haben. Erich Jantsch (1982) übte in seinem knapp 50jährigen Leben neun Berufe vom Astrophysiker über Musikkritiker bis zum Stadtplaner aus. Durchgängig ist dabei sein humanistisches Selbstverständnis als Wissenschaftler (Evolutionstheoretiker), der sich von »den Werten des Lebens, von der Freude schöpferischen Ausgreifens« (1982, S. 18), nicht nur des Überlebens, leiten ließ. Selbstorganisationserfahrungen in den verschiedenen »dynamischen Lebensstrukturen«, Fragestellungen, Theorien, intensive Beschäftigung mit Musik, Bekanntschaft mit großen Musikern, Kontakte und Freundschaften mit vielen Menschen und meditative Erfahrungen nahm er kreativ auf. So entstand als einzigartige Synthese *Die Selbstorganisation des Universums*. Er »möchte mit diesem Buch eine Vision präsentieren, von der ich derzeit überzeugt bin, weil ich sie selber lebe« (S. 19). Darin versucht er, »die großen Zusammenhänge einer vielschichtigen Evolution in ein mehr oder weniger konsistentes Schema zu bringen« (S. 21). Die »selbstüberschreitende Dynamik des Lebens« (S. 22), das sich immer wieder neu organisiert, scheint die Vorstellung zu sein, über die er für sich biographische Kontinuität stiftete.

zu (b): Wir alle setzen uns aus mehreren *Rollen-Selbsten*, aus *bereichs- oder beziehungs-spezifischen Selbsten* zusammen:

Viele Frauen mit einer Doppel- oder Mehrfachorientierung auf Familie, Beruf, auf soziales, politisches Engagement verschreiben sich weder dem männlichen Muster der Zentralität des Berufs, noch stellen sie ein auf Mann oder Kind bezogenes Dasein-für-andere obenan auf Kosten anderer Selbste. Vielmehr sind sie darauf angewiesen, diese Selbste zu balancieren, also gleichrangig zu behandeln. Oder sie setzen zeitweise den Schwerpunkt eher hier, dann wieder mehr dort. Die Vielfalt ihrer sozialen Selbste scheint bei vielseitig engagierten Frauen im Vergleich zu nicht berufstätigen verheirateten Frauen Wohlbefinden und psychische Gesundheit eher zu fördern (Thoits 1983, 1986).

Kinder aus binationalen Ehen fühlen sich in der Regel als beides, etwa Deutsche und Griechen. Müssen sie ihr griechisches Selbst unterdrücken, um eindeutig deutsch zu sein, oder umgekehrt? Oder sollte die in Deutschland aufgewachsene Türkin nicht das Selbst, das mit türkischer Kultur und ihrer Familie verbunden ist, neben dem Selbst, das mit deutschem Freundes-

kreis und deutscher Kultur verknüpft ist, bestehen lassen können, trotz aller Konflikte (vgl. Ayshe und Devrim 1983)? Häufig werden nebeneinander bestehende, nicht hierarchisierte, mehr oder weniger getrennte Selbst gelebt:

Ein junger Mann ist im Beruf 20 Tage lang ein guter disziplinierter Altenpfleger. Die nächsten zehn Tage ist er der totale Freizeitmensch, lebenshungrig, spontan, da »geht's rund«! Er trennt diese Selbst – äußeres Mittel dafür ist der Dienstplan sowie verschiedene Übergangsrituale von der Arbeit zur Freizeit und zurück (Dunkel 1993). Ich selbst »springe« von meinem Leben hier, das durch den rationalen akademischen Beruf bestimmt ist, in regelmäßigen Abständen in eine räumlich und sozial entfernte Welt, in der ich eine verrückte Liebesbeziehung lebe, die es laut meinen Theorien gar nicht geben kann. Ich brauche Stunden, bis ich die rationale, skeptische Distanz ablegen kann. In diesem Kontext wissenschaftlich zu arbeiten fällt mir schwer. Nach meiner Rückkehr in die Universität verliert die andere Welt oft innerhalb von Stunden ihre gefühlsmäßige Realität: zwei verschiedene Welten, zwei verschiedene Selbst. Diese Leben und Selbst sind so verschieden, stehen so im Widerspruch zueinander, daß ich sie bisher meistens trenne wie der Altenpfleger, damit sie sich überhaupt in ihrer jeweiligen Logik entfalten können. Aber das kann sich ändern: Ich kann mit der Zeit mehr Verzahnungen und Durchdringungen, mehr Kommunikation und Kopplung zwischen diesen Welten und Selbst zulassen. Und die junge Deutsch-Türkin könnte es vielleicht auch, wenn sie Unterstützung dafür fände ... Die Software-Entwickler und -Entwicklerinnen, die Schachtner interviewte, sehen sich als Spieler verschiedener Rollen, wenn sie am Computer mit Ideen und Methoden experimentieren: als Spielerinnen und Abenteurer, Entdeckerinnen, aber auch als Ordner.

zu (c): Die Offenheit der Zukünfte, welche psychische Offenheit nahelegt, läßt einen weiteren Horizont *möglicher Selbst* (Markus/Nurius 1987) aufscheinen. Vor allem Jugendliche lieben das Jonglieren mit möglichen Selbst. Schachtner (1993) beschreibt einen 15jährigen, der beim Programmieren von Computerspielen von der Rolle des Programmierers in die des Klerikers, des Magiers, des Druiden schlüpft und zurück und sich auch in der realen Welt nicht eindeutig einordnen lassen will: »Bei verschiedenen Leuten habe ich total verschiedene Images, also bei den

einen bin ich jetzt der totale Freak, und bei den anderen bin ich irgendwie mehr so ein Rollenspieltyp. Und eigentlich bin ich eine Mehrcharakterperson« (1993, S. 149).

Rainer Zoll u. a. (1989) sagen über Jugendliche: »Auffallend ist die Abneigung vieler Befragter gegen ein Festgelegtwerden auf eine Lebensform, ihre Ablehnung einer fixierten, gleichsam eindimensionalen Identität. Sie reklamieren für sich das Recht auf Veränderung, auf ein Ausprobieren verschiedener Lebensformen und versuchen, ihre eigene Biographie ein Stück weit offenzuhalten« (1989, S. 221). Dies als jugendliche Allmachtswünsche abzuqualifizieren scheint mir unangemessen. Für Jugendliche zerfallen traditionelle Sinnstrukturen; Lebensläufe sind keineswegs mehr vorgezeichnet. Es ist für sie daher angemessen, ihr »Ich nach vorne hin offenzuhalten« (Schachtner 1993, S. 144). Aber ist das nicht für *immer mehr Menschen* unter den gegenwärtigen Bedingungen von beschleunigtem Wandel und weltweiter Mobilität *angemessen*?

Die Erfahrung von Wohlstand, der lange Zeit gesichert erschien, trug wohl ebenso wie die Fernsehbilder der verschiedensten Lebensmöglichkeiten dazu bei, daß die individuellen Ansprüche und Erwartungen ans Leben stiegen. Real sind die Möglichkeiten beschränkt und verengen sich für viele wirtschaftlich weiter, und damit verengen sich auch die jetzt lebbareren Selbst. Aber die *Wünsche* und *Ansprüche können als »mögliche oder virtuelle Selbst« innerlich am Leben gehalten werden*. Ohne Hoffnung auf eine offene, bessere Zukunft können sie in Frust, Depression oder Gewalt umgesetzt werden.

Junge Altenpflegerinnen behalten sich vor⁶, später beruflich etwas »ganz anderes zu machen«, wovon sie zum Teil ziemlich klare Vorstellungen haben (vgl. Dunkel 1993). Die von Schachtner (1993) interviewten Programmierer und Programmiererinnen verweigern die Reduktion auf die jeweiligen Beschränkungen und Festlegungen. Wie auch die jungen Altenpflegerinnen planen sie Diskontinuität, um ganz andere mögliche Selbst in einem anderen Beruf realisieren zu können. Und von den Software-Entwicklern und -Entwicklerinnen wirken einige, indem sie außerberufliche Selbst hier und jetzt und mögliche Selbst

6 Auch angesichts der Tatsache, daß dieser Job nicht ein Leben lang auszuhalten ist.

kultivieren, dem Eindimensionalwerden entgegen, vielleicht gerade weil die Unterdrückung von Körper und Gefühlen am Computer besonders einschneidend ist.

zu (d): Unter den *abgelehnten Selbsten*, den *Schatten-Selbsten*, verstehe ich die polaren Gegenstücke zu den Teilen von uns selbst, mit denen wir uns identifizieren: das sensible, schwache, verletzbare Selbst der (Möchtegern-)Starken, die aggressiv-feindselige, mißgünstige Kehrseite der Fürsorglichen, der ›innere Schweinehund‹ voller Faulheit und Mußesehnsucht, gegen den das leistungswillige Selbst kämpft. Aber immer wieder bricht die Schattenseite durch. Sie dem bewußten Selbst nahezubringen, sie zu integrieren ist Ziel vieler Therapien, um die in inneren Konflikten zwischen den Teilen (Selbsten) gebundene Energie für produktive Lebensbewältigung freizumachen.

Die Vielzahl der Selbste, auch die ungeliebten und abgelehnten, *als Teile des eigenen Selbst-Systems anzuerkennen, keine hierarchische Ordnung, keine bleibende, eindeutige Zentrierung zu schaffen, ungelebte Möglichkeiten nicht abzuschneiden, erhöht sicher die adaptive Fähigkeit, mit vielfältigen und neuen Situationen umzugehen.* Jenseits der einheitlichen Identität ist reichere Entfaltung und Erweiterung der Ressourcen zur Lebensbewältigung möglich. Vielleicht ist das ›dezentrierte‹ oder jedenfalls nicht eindeutig zentrierte Subjekt, das Spiel mit den Rollen und Selbsten, auch eine *widerständige Reaktion* gegen die im Zivilisationsprozeß immer stärker geforderte rationale ›Selbstzwang-apparatur‹ (vgl. Elias 1976)? Darin könnte Widerstand gegenüber weiteren Rationalisierungsprozessen, gegenüber Reduktionen, Eindimensionalität stecken ... Die Vielfalt der (Teil-)Selbste muß nicht Konfusion und Destabilisierung, Pathologie bedeuten: »Eine einzelne, gigantische undifferenzierte Einheit (*oneness*) kann nicht notwendigerweise als eine gesündere Bedingung betrachtet werden als ein komplexes kooperatives Ganzes, das zusammengesetzt ist aus vielen funktionierenden Teilen, wie Mitgliedern eines Orchesters, deren Handlungsmacht durch Arbeitsteilung erhöht ist« (Beahrs 1982, S. 113, zit. nach Rowan 1990, S. 100).

4. *Flexibel-variable Verbindung zwischen den Teil-Selbsten: locker oder fester, kommunizierend, kooperativ*

Durch eine eher lockere Verbindung mehrerer Teil-Selbste (und deren relative Autonomie) kann die Person an Stabilität gegen Erschütterungen und Enttäuschungen gewinnen. Störungen in einem Lebensbereich, einem Teil-Selbst können eher ausgehalten und gemeistert werden, weil sie nicht die ganze Person treffen; diese kann aus wohlfunktionierenden Lebensbereichen Befriedigung, Anerkennung und Energie schöpfen, um Probleme in einem anderen Bereich anzugehen.

Wenn eine Person ihre verschiedenen Selbste dagegen eng miteinander verkoppelt, werden Widersprüche vielleicht unerträglich, sie muß sie verleugnen oder sich aus einem Lebensbereich zurückziehen. Wenn zum Beispiel eine Politikerin Frau-Sein und Politikerin-Sein jeden Moment in Übereinstimmung leben will, wird sie scheitern. Wenn jemand Professor-Sein in einer antimetaphysischen Wissenschaft und Spiritualität eng verbinden will, wird er verrückt (jedenfalls für verrückt erklärt). Wenn er jedoch beides trennt, tut er sich leichter, mit dem Widerspruch zu leben.

Dissoziation ist ein adaptiver Mechanismus (Rowan 1990). Nur in einem *extremen Ausmaß* ist sie schädlich: Wenn eine Person Lebensbereiche und Selbste dauerhaft spaltet und trennt, gibt es keine Kommunikation mehr zwischen den gespaltenen Teilen; die Person verliert zunehmend an innerem Zusammenhalt. Ein dem bewußten Ich fremdes Teil-Selbst, etwa eine mißgünstige, feindselige ›Subpersönlichkeit‹ (Rowan 1990), mag von Zeit zu Zeit durchbrechen. Oder im Extrem entstehen multiple Persönlichkeiten, deren Einzelpersönlichkeiten wenig oder nichts voneinander wissen. Vielleicht ist es gut, das heißt lebenserhaltend oder bereichernd, eine Zeitlang Lebensbereiche, Selbste, zu trennen, hin und her zu springen. Aber die Kommunikation darf nicht abreißen: Wenn ›die Rechte nicht weiß, was die Linke tut‹, handle ich unkoordiniert; für andere werde ich unglaubwürdig. Es ist nötig, auch wieder mehr Verbindungen herzustellen zwischen den Welten und Selbsten: elastische Verbindungen zu knüpfen, über die im Austausch, im Hinüber und Herüber Neues entstehen kann. Ich denke an variable Verbindungen, die ich auch wieder lockern, zeitweise trennen kann, wenn die Spannun-

gen zu stark werden, wenn es mir zuviel wird, wenn meine Synthesefähigkeit nachläßt: *Variable, elastische Verbindungen*, spielerisches Experimentieren in der Praxis der alltäglichen Lebensführung, im System meiner Teil-Selbste *könnten meine Bewältigungsfähigkeiten erweitern, ich könnte mich souveräner in den Welten und Widersprüchen bewegen*. Mehr oder weniger Kommunikation und Austausch, zwischen den Selbsten (zwischen Ich und Es, Bewußtsein und Unbewußtem oder Ich und ›Schatten‹), Kooperation und Koordination zwischen ihnen würden die Person stabiler, lebensstüchtiger und reicher machen. Mit Rowan stelle ich mir vor, die *Teil-Selbste sollten die Möglichkeit haben, »sich zu artikulieren, miteinander zu interagieren, sich zu verändern, zu verschmelzen, zu trennen, zu integrieren und zu differenzieren, sich zu transformieren«* (1990, S. 65).

Solche flexiblen, variablen Formen der Verbindung der Selbste zu einem Selbst-System wären Alternativen zum hierarchisch-zentralisiert organisierten Ich, der ›totalitären‹ Selbstzwangsapparatur, die einem hierarchisch-zentralisierten Staat entspricht.

Variable und teilweise lockere Verbindung von Selbsten könnte *Ambiguitätstoleranz* – Ertragen uneindeutiger, unstrukturierter Situationen – und *Ambivalenztoleranz* ohne rigide Spaltung *erleichtern*; sie setzt allerdings auch schon Ambiguitäts- und Ambivalenztoleranz voraus. Beide sind angesichts von Spannungen und Ungleichzeitigkeiten in der Gesellschaft, für das Überschreiten von einengenden Geschlechterrollen wie auch das Erproben neuer Lebensmöglichkeiten notwendig.

Wenn eine lockere, variable Verbindung zwischen den Teil-Selbsten eher erlaubt, Widersprüche und Ambivalenzen auszuhalten, heißt das *nicht, Widersprüche auf Dauer hinzunehmen* – wenn ich beide Seiten meiner Ambivalenz und des Widerspruchs wahrnehme und in Beziehung zu meinen Wünschen und Bedürfnissen nach einem erfüllten Leben setze. Mit Regina Becker-Schmidt (1988) meine ich: »Ambivalenztoleranz ermöglicht, hinter einer problematischen Wirklichkeit bessere Möglichkeiten zu suchen und neue Handlungswege zu eröffnen« (1988, S. 120).

5. Kohärenz in der Vielfalt und Kontinuität im Prozeß

Wie schon angedeutet, kann ich mir *verschiedene Formen und Grade von Kohärenz* vorstellen: solche, die eine *integrierte Einheit* hervorbringen, und solche, die eher *im Zusammenspiel und der Kommunikation verschiedener Selbste* entstehen. Wieviel und welche Kohärenz die Individuen brauchen, das hängt von den Lebensbedingungen und der Lebensgeschichte der einzelnen, von ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten ab. Mehr denn je ist in der differenzierten und individualisierten Gesellschaft *Kohärenz und Kontinuität von den Subjekten aktiv herzustellen*. Sie müßten aber *nicht mehr zwanghaft versuchen, sich einheitlich und eindeutig zu machen*.

Wie ist die Erfahrung von Kohärenz in der Vielfalt und Kontinuität im Prozeß für eine Person als System von Selbsten möglich?

Als Zusammenhang in Vielfalt und Veränderung stelle ich mich her und erfahre mich in meiner *Tätigkeit*, in meinem *bewußten Handeln* und in meinen *sinnlichen Erfahrungen*. Elementar ist die *sinnlich-körperlich-emotionale Erfahrung von mir selbst im Kontakt mit der Umwelt*. Ohne sie, ohne ganzheitliche sinnlich-körperlich-emotionale Betätigung und Erfahrung, können Menschen nicht psychisch gesund existieren. Die immer weiter treibenden Rationalisierungsprozesse, insbesondere unsere Arbeitsbedingungen und die Allgegenwart von computervermittelter entkörperlichter Realitätserfahrung, unterminieren diese Basis von Subjektivität, von subjektiver Kohärenz und Kontinuität, von ganzheitlicher Selbst-Erfahrung. So zeigen etwa die Selbst-Zeichnungen der Software-Entwickler und -Entwicklerinnen bei Schachtner (1993), daß sie ihren Körper zerstückelt und reduziert sehen.⁷ Hier wird tendenziell eine Basis von Erfahrung des subjektiven Zusammenhangs zerstört – wenn die Subjekte dem nicht bewußt als einzelne etwas entgegensetzen.

In der *Selbstreflexion*, indem ich mich als *Subjekt meines Handelns* sehe und mich bewußt im sozialen Kontext bewege, indem ich meine Lebensgeschichte reflektiere, *sinnhaft* interpretiere

⁷ Vgl. die Selbst-Zeichnungen der Software-Entwickler und -Entwicklerinnen, die ihren Körper zerstückelt und reduziert sehen, bei Schachtner 1993, S. 159, 163 und 165.

re und an mir arbeite, kann ich meine Kontinuität als Prozeß-in-Veränderung erleben.

Nicht wenige Menschen greifen auf Meditation und andere *Versenkungspraktiken* zurück: Diese ermöglichen, zeitweilig die Ich-Grenzen kontrolliert zu überschreiten. Sie lassen ein Jenseits-von-Ich-Selbst erfahren, Loslassen des Ich, das dieses Ich nicht negiert.

Die Erfahrung einer dynamischen oder elastischen Kohärenz entsteht am ehesten in *vielfältigen sozialen Beziehungen und Tätigkeiten*. Sie wächst in Beziehungen und Tätigkeiten, die ich mitgestalte und aufbaue, das heißt, wenn ich gemeinsam mit anderen handle, um etwas hervorzubringen: produktive Ideen, bessere Lebensweisen, die Erhaltung unserer Lebensgrundlagen. Die Erfahrung dynamischer Kohärenz kann im spielerischen Zusammenspiel mit anderen entstehen, das nicht in jedem Moment streng zweckgebunden und ernst sein muß, sondern gemeinsam einfach Freude, Spaß und Lust hervorbringt.

Wenn ich auch Phasen des Rückzugs und Alleinseins brauche, so erfahre ich mich letztlich doch im Spiegel der Umwelt, im Kontakt, in der Reibung an ihr, der sozialen und der gegenständlichen Welt. Am schönsten in der Liebe, der Liebe zur Welt oder zu und von Menschen, aber auch in der Auseinandersetzung, ja im Konflikt, wenn dies auf der Basis von gegenseitiger Anerkennung möglich ist.

Was können wir mit dem Konzept des dynamischen Systems vielfältiger Selbste erreichen?

Jenseits des Identitätszwangs und der zwanghaften Identitätssuche könnte es neue Vorstellungen von Subjektivität anbieten: *Subjekte, die sich in der Pluralisierung der Gesellschaft, der Lebensmöglichkeiten, der Wertsysteme, in zum Teil sprunghaften Veränderungsprozessen bewegen können, ohne zerrissen zu werden. Es geht um Subjekte, die in ihren Lebenspraxen die gesellschaftliche Dynamik aktiv und bewußt im Sinne ihrer Wünsche und Bedürfnisse mitzubewegen versuchen.*

Zum Abschluß meines Plädoyers für ein solches Konzept von Subjektivität ein paar *einschränkende, zur Vorsicht mahnende Bemerkungen:*

Dieses Konzept der Person als eines dynamischen Systems vielfältiger (Teil-)Selbste stellt *hohe Ansprüche an die Subjekte*. Kohärenz und Kontinuität herzustellen ist für die einzelnen ein anstrengendes Unterfangen, störungsanfällig, krisenträchtig. Die derzeitigen gesellschaftlichen Veränderungen stellen für viele Menschen eine Überforderung, eine Zerreißprobe dar. Sie sind dies in unterschiedlichem Ausmaß, je nach den äußeren gesellschaftlichen Lebensbedingungen und inneren subjektiven Bedingungen der einzelnen. Zerstörerisch wirken gesellschaftliche Bedingungen, die den Menschen die soziale Anerkennung als wertvolles und nützliches Mitglied der Gesellschaft versagen – wie dauernde oder häufige Arbeitslosigkeit, soziale Isolation, Erfahrungen von Ausgrenzung, Demütigung, Machtlosigkeit, Hin- und-her-geschoben-Werden. Ebenso zerstörerisch wirken Aussichten in eine bedrohliche Zukunft: Sie fördern Demoralisierung (fatalistische Einstellungen wie: Ich kann ja doch nichts tun, um meine Lebensaussichten positiv zu verändern) oder auch Gewalt als Selbstbestätigung: Ich habe etwas bewirkt, ich bin überlegen durch meine Zerstörungskraft. Auch die *inneren, subjektiven Bedingungen*, die *subjektiven Potentiale*, welche die oder der einzelne zu einem bestimmten Zeitpunkt entwickelt hat, können sehr verschieden sein: wahrscheinlich ungünstig, wenn eine Person, zum Beispiel durch Kindesmißhandlung und sexuelle Ausbeutung beeinträchtigt, nur zu einem prekären Überleben finden kann; wenn Eigenwilligkeit, Lebendigkeit, Kreativität früh gebrochen wurden; wenn, warum auch immer, selbstunterdrückende und selbstzerstörerische Tendenzen überwiegen usw. Günstige innere Bedingungen hat eine Person, die (glücklich oder mühsam erworben) über die eigenen Kräfte und Begabungen verfügt, starke integrative Fähigkeiten hat.

Regression, es-sich-einfach-machen, einfaches Selbstkonzept, Rückzug in eine übersichtliche Umwelt braucht fast jede oder fast jeder wenigstens zeitweise. Für die einen mag es notwendig sein, ein homogenes und enges soziales Netzwerk zu haben, sich in eine überschaubare, sinnlich erfassbare Umgebung zurückzuziehen, um sich zu erholen oder um sich aus existentieller Konfusion herauszuarbeiten und vielleicht ein klares eindeutiges Selbst zu ›finden‹, das heißt zusammensetzen. Vielleicht brauchen manche Menschen auch auf Dauer ein eher einfaches und klares Selbst und eine überschaubare Umgebung.

Wir beobachten zur Zeit *viele regressive, vereinfachende Antworten auf verunsichernde Situationen*, auf Überforderungen der Subjekte: etwa bei dem Jugendlichen, der auf die Frage nach seinem Beruf antwortet: »Ich bin Deutscher« (der also sonst nichts ist). Eine einfache Antwort versucht auch die Frau, die nur Mutter oder nur berufstätig sein will ...

In einer Phase gesellschaftlicher Umbrüche, radikalierter Individualisierungsprozesse und globaler Völkerwanderungen, die jede Industriegesellschaft zur multikulturellen Gesellschaft machen, können individuell und kollektiv die Ängste und das Sicherheitsbedürfnis, die Suche nach Eindeutigkeit und Einheitlichkeit dominieren, können Aus- und Abgrenzungsprozesse als Selbstschutzmechanismen die Oberhand gewinnen. Doch wenn wir überleben wollen, müssen wir mit Unbestimmtheit, Offenheit, mit Vielfalt und Widersprüchen in der Realität und in uns selbst leben lernen.

Literatur

- Allport, Gordon W. (1955), *Becoming*, New Haven.
- Ayshe und Devrim (1983), *Wo gehören wir hin? Zwei türkische Mädchen erzählen*, Bornheim.
- Bauriedl, Thea (1980), *Beziehungsanalyse*, Frankfurt am Main.
- Behrs, J. O. (1982), *University and multiplicity: Multilevel consciousness of self in hypnosis, psychiatric functioning and mental health*, New York.
- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main.
- , und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990), *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983), »Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein »Stück eigenes Leben««, in: *Soziale Welt* 34, S. 307-340.
- Becker-Schmidt, Regina (1988), »Widerspruch und Ambivalenz. Konfliktverarbeitung als Schritt zur Emanzipation«, in: AG Interdisziplinäre Frauenforschung und Frauenstudien (Hg.), *Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst*, Pfaffenweiler, S. 112-121.
- Bilden, Helga, und Gabriele Geiger (1988), »Individualität, Identität und Geschlecht«, in: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, S. 439-453.
- Benard, Cheryl, und Edith Schläffer (1992), *Ohne uns seid ihr nichts*, Reinbek.

- Benjamin, Jessica (1990), *Die Fesseln der Liebe*, Frankfurt am Main.
- Braude, Stephen E. (1991), *First person plural. Multiple personality and the philosophy of mind*, London/New York.
- Brückner, Christine (1987), *Die janusköpfige Frau. Lebensstärke und Beziehungsschwächen*, Frankfurt am Main.
- Casey, Joan Frances (1992), *Ich bin viele. Eine ungewöhnliche Heilungsgeschichte*, Reinbek.
- Chase, Truddi (1988), *Aufschrei. Ein Kind wird jahrelang mißbraucht – und seine Seele zerbricht*, Bergisch Gladbach.
- Dunkel, Wolfgang (1993), *Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Eine Untersuchung der Lebensführung von Altenpflegerinnen*, Freiburg i. Br.
- Elias, Norbert (1976), *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde., Frankfurt am Main.
- Essen, Siegfried (1993), »Systemische Therapie als Praxis des Nichtanhaftens«, in: *Zeitschrift für Systemische Therapie* 11, S. 32-38.
- Freeman, Lucy (1992), *Der stille Schrei*, München.
- Gilligan, Carol (1982), *Die andere Stimme*, München.
- Jantsch, Erich (1982), *Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist*, München.
- Keller Fox, Evelyn (1986), *Liebe, Macht und Erkenntnis*, München.
- Keller, Catherine (1990), *Der Ich-Wahn. Abkehr von einem lebensfeindlichen Ideal*, Zürich.
- Keyes, Daniel (1992), *Die Leben des Billy Michigan*, München.
- Krappmann, Lothar (1970), *Soziologische Dimensionen der Identität*, Stuttgart.
- Markus, H., und P. Nurius (1987), *Possible selves: the interface between motivation and self-concept*, in: K. Yardley und T. Honess (Hg.), *Self and identity: Psychosocial perspectives*, Chichester.
- Meyer-Drawe, Käthe (1990), *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*, München.
- Putnam, Frank W. (1989), *Diagnosis and treatment of multiple personality disorders*, New York, London.
- Rowan, John (1991), *Subpersonalities. The people inside us*, London.
- Schachtner, Christel (1993), *Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer*, Frankfurt am Main.
- Thoits, Peggy A. (1983), »Multiple identities and psychological well-being: A reformulation and test of the isolation hypothesis«, in: *American Sociological Review* 48, S. 174-187.
- (1986), »Multiple identities: Examining gender and marital status differences in distress«, in: *American Sociological Review* 51, S. 259-272.
- Thomae, Hans (1968), *Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation*, Bonn.
- Zoll, Rainer, u. a. (1989), »Nicht so wie unsere Eltern!« *Ein neues kulturelles Modell?*, Opladen.